

9. Die Bourgeoisie und
die Kunst.

Die Kunstgeschichte und
die Kunst

Die Bourgeoisie und die Kunst.

Die Menschen sagen immer:
Die Zeiten werden schlimmer —
Die Zeiten bleiben immer:
Die Menschen werden schlimmer."

Ich weiß nicht, wars in den Wäldern des Spessarts, oder in den Dünen der Nordsee, oder im Knieholz des Schlesischen Gebirges, oder sonstwo im deutschen Vaterlande, daß ich diesen Reim über der Thür eines schlichten Bauernhauses angeschrieben fand. Das weiß ich nur, daß mich die tiefsinnige Weisheit dieses Spruches im innersten Herzen traf, der in vier Zeilen die ganze erbärmliche Lüge des modernen Salonpessimismus vernichtete. Und sie fielen mir später oft genug ein, wenn ich den heuchlerischen Klagen meiner lieben Bourgeoisphilister über den Verfall der Kunst zuhören mußte, wenn ich sie mit Achselzucken und betrübtem Augenaufschlag bedauern hörte, daß die Zeiten so materialistisch geworden seien, und daß der Mensch ohnmächtig sei dagegen. „Ach, es giebt keine Dichter mehr!“ seufzen die Gelehrten der Literaturgeschichte achselzuckend. „Die ganze Poesie seit dem Tode Goethes, des letzten Dichters, ist nicht des Druckpapiers wert!“ — „Wo sind die Zeiten der ‚großen‘ Malerei hin!“ stöhnen die Pietsche. „Die religiöse Malerei, das große, gewaltige Geschichtsepos in Farben, liegt im Sterben!“ — „Das Theater ist im Verfall!“

jammern die Frenzel. „Wo ist der heißersehnte neue Shakespeare!“ Dann fiel mir jedesmal der kleine Bauernspruch ein und es schrie in mir auf: „Die Zeit ist materiell und materialistisch geworden . . . die Zeit ist der hohen, reinen Kunst nicht mehr günstig . . . der Zeit steht der Gelderwerb, die Befriedigung der Genußsucht in erster Linie? . . . Thorheit! Lüge! Was ist die Zeit? Die Zeit ist nichts wirkliches. Die Zeit ist eine Form der menschlichen Anschauung, die Zeit ist tot, stumm, kalt . . . wie soll sie das Leben gestalten, beeinflussen, die Gesellschaft, die Kunst! Die Zeit, das sind die Menschen; die Zeit, das ist die Gesellschaft selbst; die Zeit, das ist die herrschende Klasse, und jede Zeit hat die Kunst, welche sie verdient, welche ihre Menschen sich selbst schaffen aus ihren Anschauungen heraus, ihrer Sittlichkeit, ihrer Aesthetik, ihrem Schönheitsbedürfnis, ihrer Gleichgültigkeit. Nicht die Zeit hat die Kunst verunziert, in Verfall gebracht, sie von den Gletscherhöhen der Tragik, aus den Meerestiefen der Leidenschaft in die engen, staubigen, langweiligen Gassen der Kleinstadt, unter die niedlichen Terracotten und bronzenen Rippen der Salons getrieben, in die rauchgefüllten, überhitzten Säle der Tingeltangel, die kahlen, nackten Gefängnisse der Tageszeitungen gesperrt, nicht die Zeit hat der Muse den Geldbeutel in die eine Hand gedrückt und das Sittenkontrollbuch in die andere . . . Die arme gestaltlose, kraftlose, gleichgültige Zeit, wie hätte sie das anfangen sollen! Nein, die solches Schändungswerk gethan, die sie gefälscht und verstümmelt, sei es zweckbewußt, sei es absichtslos; das seid ihr, die Gesellschaft, die herrschende Klasse, deren Grundsätzen, Art, Methode sich andere unterordnen müssen: es ist das Werk der Bourgeoisie. Sie hat die Kunst zur Hure gemacht, zur Dienerin ihres Luxusbedürfnisses, ihren Kitzel zu befriedigen, ihre denkfähige

Schaulust, ihr ist sie gerade gut, die Fliegen der Langeweile abzuwedeln, aber bei Leibe nicht mehr. Ich tadle sie nicht, sie kann nicht anders, es liegt in ihrem Wesen, daß sie kein Herz besitzen kann, für die echte, wahre, große Kunst; ihr System, ihre Weltanschauung weiß nichts anderes mit derselben anzufangen, in ihrem Gebäude der Gesellschaft kann kein Platz sein, für eine reine, freie, das Herz sturmgleich aufwühlende Kunst, die ihre Wurzeln hat in der menschlichen Leidenschaft, sie kann in derselben nicht die freie Ausübung eines natürlichen menschlichen Triebes sehen, gleich Politik, Religion, Wissenschaft; sie kann ihr nichts sein, als ein Werkzeug zu bequemer Ausfüllung leerer Stunden, sie muß alles anbieten, dieselbe bis auf diese Tiefe dieser Dienstbarkeit hinabzudrücken. Bourgeoisie und Kunst: das ist wie Sand und Wasser, wie Feuer und Holz. Zwischen Bourgeoisie und Kunst giebt es keine Vermittelung, keinen Vertrag: hier heißt es siegen oder sterben, niederwerfen oder untergehen, Ergebung in die Knechtschaft oder Kampf auf Leben und Tod.

Alle Klassen der Gesellschaft, welche im abwechselnden Gange der Geschichte den Stab der Herrschaft geführt, bekannten sich der Kunst gegenüber zu dem Grundsatz: Noblesse oblige — die Kirche, das Königtum, der Adel. Alle gaben ihr, was sie zu ihrem Bestehen, zu gesunder Entwicklung bedarf wie die Pflanze das Licht: Ehre und Freiheit. Sie gestanden ihr zu, daß sie dem Leben erst allein den höchsten Glanz verleihe, daß sie die Spitze des Gebäudes der menschlichen Kultur bilde, ihr Genuß des Lebens höchster Reiz sei, und daß, wenn sie ihre hohe Aufgabe erfüllen solle, ihrem Schaffen die vollste Unabhängigkeit und Freiheit gewahrt bleiben und selbst der leiseste Verdacht einer Beeinflussung fern gehalten werden müsse, daß sie sich ganz frei aus sich selbst

heraus entwickeln dürfe. Der kriegerische Burgherr des Mittelalters, der erobernde, blutgierige König glaubte kein Fest würdig gefeiert, wenn die Anwesenheit eines Sängers es nicht ehrte. Der aristokratische Grieche, der feudale Ritter betrachtete die Anwesenheit eines berühmten Künstlers in seiner Stadt, auf seiner Burg als eine Weihe derselben. Wenn Corneille das Theater betrat, erhoben sich der Hof und der gesamte Adel vor ihm. König Demetrios stand von der Beschießung von Rhodos ab, damit ein berühmtes Gemälde des Protogenes darinnen nicht beschädigt werde. Der Hellene wußte, daß ein wahrhaft gesundes Lustspiel ohne ungezwungene Verbtheit durchaus unmöglich sei, aber er legte seinen Dichtern nicht den Zwang auf, aus Rücksicht auf zimperliche Backfische seine Kunst zu schänden, sondern verbot seinen Frauen lieber die Komödie. In dem eigenen Palaste erlaubte das Oberhaupt der katholischen Kirche dem göttlichen Raphael die großartigste Verherrlichung der heidnischen, kezerischen Philosophie zu malen, deren Anhänger sie verabscheute. Cangrande von Verona fühlte sich geehrt, als Dante in einem höllischen Dämon sein leibliches Ebenbild zeichnete, und stellte keinen Straf Antrag. Die Fürsten und Kirchenhäupter, die Pietro Aretinos bitterste Pfeile getroffen, bewunderten stöhnend in ihm aus freien Stücken das große dichterische Talent. Friedrich der Große beugte sich vor Voltaire, Katharina vor Diderot, Karl V. ehrte Dürer, Karl Augusts höchster Stolz war Goethes Freundschaft, Ludwig I. verkehrte mit seinen Künstlern nur wie mit seinesgleichen, Raphael, Michelangelo wurden gehalten gleich Fürsten, Rembrandt ward mit diplomatischen Sendungen betraut. Die Berufung eines Künstlers an einen Hof, in eine Stadt, die Bestellung eines Bildes waren Staatsakte, wurden mit demselben Ernste, derselben Wichtigkeit behandelt, wie Entscheidungen

über Krieg und Frieden. Wollte der Künstler fortziehen, so bedurfte es oft langer Verhandlungen, man fürchtete in ihm das Beste des Hofes, der Stadt zu verlieren. Je gewaltiger, erschütternder das Kunstwerk an die Seele griff, desto größer wuchs der Ruhm des Meisters. Es war Michelangelos höchster Vorbeer, als die Welt ihn den „schrecklichen“ nannte. Kein Papst, kein Ritter oder König wagte dem Künstler hineinzusprechen in seine Schöpfung, ihm den Geist vorzuschreiben, den er seinen Gestalten einzuhauchen hätte. Niemand bezweifelte, daß im Künstler der Menschheit höchste Blüte sich entfalte, das Wesen eines höheren Genius aus ihm spräche und daß ihm gegenüber selbst der Höchstgestellte kein anderes Recht habe, als zu bewundern und zu lieben. Ihm die Sorge um des Lebens elende Notdurft abzunehmen, des Menschen adligste Pflicht zu erfüllen, stritt man unter einander, und weil der Künstler wußte, daß er um irdische Not nicht würde zu sorgen haben, konnte er gerade bei seinem Schaffen jede Rücksicht auf Gewinn außer Acht lassen. Raphael erhielt selbst nach modernen Begriffen glänzende Honorare, und die Camoëns, welche Hungers starben, waren an den Fingern zu zählen. Dem Dichter, der seines Volkes Liebe errungen, setzte die Hand des Kaisers selbst auf der geheiligtesten Stätte der damaligen Erde, auf dem Kapitol, den Kranz auf. Nicht zu leichtem, flüchtigem Genuße dienten seine Werke, in ernster künstlerischer Nacharbeit war man bemüht, sie in sich aufzunehmen. Im Lärme des Feldlagers flüchtete sich Alexander zu seinem Homer, Friedrich der Große feilte seine Verse mit derselben Sorgfalt wie seine Schlachtpläne. Kurz, die Kunst war kein Spiel, keine müßige Unterhaltung — sie war der tiefste Ernst, der schönste Schmuck, das reinsten Glück, der höchste Ruhm jener Gesellschaft, sie war ein unentbehrlicher Teil des Lebens, die Blüte

desselben, und ihr Element war die unbeschränkste Freiheit.

Und eben weil die Kunst heiliger Ernst, des wirklichen Lebens höchste grüne Spitze war, konnte sie ihre Wurzeln nur im lebendigen, treibenden Leben selbst haben, mußte sie aus diesem, aus dessen lebendiger Anschauung und Gestaltung heraus erwachsen, mußte sie die abgerundete, plastische Darstellung der Empfindungen, Gefühle, Verhältnisse der Menschen ihrer Zeit, mußte sie durch und durch realistisch sein. Ihr konnte die Geschichte, die Legende nur gelten im Geist und Gewande der Gegenwart. Sie mußte allen historischen Mummenschanz verabscheuen, das künstliche Zurückschrauben der Anschauung, der Sitten um Jahrhunderte, und entweder nur aus der unmittelbaren Gegenwart schöpfen oder die Vergangenheit im Spiegel der letzteren betrachten und darstellen, wie es die Dichter des Heliand und der Nibelungen gethan, Calderon, Shakespeare, Corneille, wie Raphael und Dürer gemalt und Michelangelo gemeißelt. In heiligem Ernst schuf die Kunst eben aus dem Leben für das Leben.

Das Alles ward anders mit dem Augenblicke, als die Bourgeoisie an das Steuer kam zufolge dem natürlichen Gesetze, welches die verschiedenen Gesellschaftsklassen in der Weltherrschaft einander ablösen heißt. Die Bourgeoisie ist der Kaufmann, und der Kaufmann ist der Erwerb. Nicht der Erwerb aus Ruhmbegier, Ehrgeiz, Herrschsucht, wie die erobernde Politik der Kirche, der Könige, des Adels, nein, der Erwerb aus Habsucht, aus dem bloßen Verlangen nach Besitz, Reichtum, Eigentumserweiterung. Jenen anderen Klassen war der Besitz Mittel zur Macht, der Bourgeoisie ist die Macht Mittel zum Besitz. Jene strebten nach virtueller Kraft, diese nach potentieller. Die bloße Ansammlung toten Kapitals, dessen Zinsen sie nicht einmal zu verzehren oder in neue Werte zu

verwandeln vermag, ist ihr Hauptzweck, sie will nichts als Geld auf Geld häufen. Sie baut Häuser, nicht weil sie die schöpferische Thätigkeit freut, der künstlerische Stolz erhebt, die Freude am Schaffen erfüllt, sondern als Anlagematerial für ihr Kapital, zum Zwecke der Vermehrung ihrer Zinseinnahmen, sie baut schöne Häuser, nur wenn sie selbe teurer zu vermieten hofft. Das Geld — der Wertmesser und das Tauschmittel, das Werkzeug der Erleichterung für den Verkehr, wird ihr zum höchsten aller Werte, das Relative wird ihr zum Absoluten. Darum schafft sie neue positive Werte nur zum Zweck der Vermehrung des relativen. Durch seinen Beruf gewöhnt, die Dinge, mit denen er umgeht, nur nach ihrem Marktpreise, nach ihrem Geldwerte abzuschätzen, muß der Kaufmann sich zuletzt daran gewöhnen, diesen Geldwert als den einzigen wahren Wert der Dinge zu glauben. Jede andere Weise dieselben zu besitzen, jeder andere Wert erscheint ihm Thorheit. Was den höchsten Marktpreis erzielt, muß folglich das Beste und Schönste sein, was nach demselben nicht zu bestimmen ist, erscheint wertlos, thöricht, schlecht, unschön. Die Andern bezahlen Deine Bilder um so höher, ein je besserer Maler Du bist — dem Kaufmann bist Du ein um so besserer Maler, je höher Dir Deine Bilder bezahlt werden, je mehr die Mode Dich begünstigt. Die Andern werden Dich achten, wenn Du gute Bilder malst, ohne Rücksicht auf den Verkauf, der Kaufmann achtet Dich und Deine Bilder nur, wenn Du sie zu hohen Preisen verkaufst, seien sie so schlecht sie wollen. Der Tyrann weiß, daß die Macht seines Schwertes größer ist als dessen Eisenwert, daß sie in seinem Arme beruht, er begreift, daß es noch andere Schätzungen giebt, als die des Marktpreises, denn die Welt zittert vor seiner Kraft, seiner unberechenbaren Leidenschaft, die nicht auf dem Markte zu kaufen ist, und darum

ist er fähig im künstlerischen Schaffen und Fühlen ein ähnliches, gewaltiges, unschätzbares zu empfinden, das seinen eigentlichen Wert ausmacht. Der Kaufmann weiß, daß seinen Getreidesäcken für ihn kein anderer Wert innewohnt, als der Tagespreis, vor ihm selbst zittert niemand, ihn selbst bewundert niemand, von ihm verlangt man nichts als eben seine Waren, und so kann er sich auch durchaus nicht vorstellen, daß es noch andere Werte geben könne, noch andere Schätzungsweisen der Dinge, als die nach dem Tagespreise. Der Kourszettel wird das Ding, nicht mit dem, sondern an dem die Welt gemessen wird. Jener weiß, daß er für sein Geld kaufen kann, was er will, was er für seine Bedürfnisse, seinen Luxus begehrt, alle die Dinge, die er versteht, die nach seiner Ansicht Wert haben, und die also käuflich sind, und die Andern wissen, daß er ihnen für Geld alles hingiebt, was er besitzt, was seinen Tagespreis und also nach seiner Vorstellung einen Wert hat. Für Geld kann er sich Alles verschaffen und für Alles Geld: bares Geld ist also der höchste aller Werte und was nicht feil ist, ist auch des Erwerbens und des Besitzes nicht wert. Wer den Besitz hat, hat die Macht und vermag alles: wozu also die Anstrengung des Wollens über die Grenze des Erwerbens hinaus? Genügt nicht das Bewußtsein des Vermögens? Das Vermögen, die potentielle Macht aber ist das angesammelte Kapital, das ja imstande ist alle wahren Werte zu kaufen und zu schaffen. Wer das meiste Geld besitzt, hat das größte Vermögen. Er ist immer der tiefstinnigste Philosoph, der unbewußte Sprachgebrauch. Und dazu das Gefühl der vollkommensten Sicherheit auf dem Throne! Denn nicht wie Königtum, Feudalismus, Kirche ist ihre Herrschaft gegründet auf negatives Verlangen der Menschen, auf die Schwäche, Feigheit, Furcht, mit weit größerer Schlaueit fußt

die Bourgeoisie auf der positivsten aller Willensrichtungen, der Habgier, der Selbstsucht, dem Eigennutz.

Das Wirkliche, d. h. das Käufliche, ist also das einzig Wahre; das Angenehme und Nützliche, das einzig Gute und Schöne: das ist der erste Grundsatz der bourgeoisen Weltanschauung. Große Werke, das Bewußtsein des großen Willens, das Ringen um Nachruhm, Unsterblichkeit? Thorheiten! Der Genuß des wirklichen Lebens, die persönliche Unterhaltung ist das einzig Berechtigte, die Zerstreuung der Langleweile, der Hauptfeindin des Materialisten, des Philisters. Der roheste Epicuräismus ist die einzige gültige Philosophie, das Leben genießen ist des Lebens höchster Zweck. Sich plagen um der Menschheit, um der Unsterblichkeit willen? Niemand giebt dafür einen Groschen. Die Menschheit? Sehe Jeder, wo er bleibe, und wer steht, daß er nicht falle! Laissez faire! — Unsterblichkeit? Mit dem Tode ist ja doch alles aus. Gemüthliche, behagliche Fettlebe, in schönen Weiberarmen liegen, gut essen und trinken, schöne Kleider tragen, elegant wohnen, sich amüsieren und die Zeit vertreiben: wer mehr thut ist ein Thor. Nur keine Aufregung, keine Leidenschaften, kein metaphysisches Grübeln, keine phantastischen Schwärmereien. So wenig denken und so viel genießen als möglich. Mächtige, vorsichtige Lebensklugheit, keinerlei Thaten der Ueber-eilung, kein Sichhinreißenlassen durch Leidenschaften irgend welcher Art. Leidenschaft schafft Leiden — schon wieder der witzige Sprachgebrauch! Ruhm, Ehrgeiz, Haß, Eifersucht, Kampfbegier, die so viele Jahrtausende die Welt gelenkt? Pfui, rohe, verächtliche Triebe, welche ein zivilisierter Mensch unterdrücken muß, kindliche Thorheiten, die ein klardenkender Mensch des neunzehnten Jahrhunderts ablegen muß. Nur keine Kriege, keine Revolutionen, keine rohen Kraftäußerungen! Ruhe und Ordnung! Unge störten Schlaf

à seul et à deux, ungehinderte Verdauung, unbelästigte Börsenstunden, das ist die Hauptsache! Der liebe Gott? Na, den brauchen wir doch schon längst nicht mehr. Thorheit, sich Ausgaben für ihn zu machen. Kann man ihn sehen, ihn hören? Wir sehen und hören nichts als die materielle Welt rings um uns, und darum ist das Sinnliche allein das Reale, alles Andere ist Spekulation. Es giebt keinen Geist, keine Seele, diese sind den Gliedern des Körpers verhaftet. Wenn der liebe Gott etwas von uns will, so melde er sich gefälligst bei uns persönlich und fordere seine Steuern ein. Und die tausend unerklärten Dinge zwischen Himmel und Erde, die Millionen Schöpfungsgeheimnisse? Bah, was die Naturwissenschaft nicht auf sinnliche Vorgänge zurückführen kann, sind Altweibermärchen, die uns nicht stören dürfen in unserer Mittagsruhe.

Und die Kunst? O, das ist eine sehr nützliche Sache. Sie sei uns willkommen! Wir wollen ihr alle Ehre und Liebe erweisen. Einige kleine Schwächen freilich muß sie sich abgewöhnen, die ihr noch so aus dem rohen Mittelalter anhaften. Die Wildheit und die stürmische Leidenschaft, das Wühlen in den Abgründen des menschlichen Herzens, der Gesellschaft, der Schöpfung, so wie es die Herren Aeschylos, Dante, Shakespeare, der Nibelungendichter liebten, das wollen wir nicht, das ist uns peinlich. Wir sind feine, höfliche, zivilisierte Menschen, und lieben nur den Ton, der unter solchen üblich ist. Also keine Aufregungen, keine kräftigen und gewaltigen Ausdrücke. So wenig Leidenschaft, so viel Liebenswürdigkeit als möglich. Nichts von dem Ernst, dem Jammer, dem Treiben und den Konflikten, den Kämpfen, die rings um uns toben und wettern, so wie es früher in der Kunst Mode war. Was uns im Leben quält, soll uns wenigstens in der Kunst erspart bleiben. Trauriges

bietet das Leben genug, die Kunst soll uns erheitern, kitzeln, das Gemüt in freudige Ruhe tauchen, die Nerven in einen angenehmen Reiz versetzen, uns sanft einlullen, ein behagliches Schauspiel gewähren, höchstens einmal das Gefühl eines wohligen Gruselns — aber beileibe darf man dann nicht an den Ernst desselben glauben. Stimmung zu machen ist die Aufgabe der Kunst. Mit Schrecken denken wir an jene thörichten Griechen, denen bei Aeschylos' „Cumeniden“ die Haut schauderte, daß schwangere Weiber Fehlgeburten machten. Welche Barbaren! Erfreuen soll die Kunst — sie gehört zum Luxus des Lebens. Wenn sie daher ihre Stoffe aus dem modernen Leben holt, so darf sie es nur von der heiteren und friedlichen Seite schildern, sie muß es idealisieren, ja nicht so rauh und hart schildern, wie es ist. Vor Allem muß sie die beseligende Macht der Liebe darstellen, mit ihr alle Stoffe durchtränken, als dem stärksten sinnlichen Genuß, daß es alle unsere Nerven so recht selig aufgeregte, in tausend Schwingungen erheben macht, wie es Meister Hense versteht. So recht das Liebliche, Zierliche, Sinnige, verbunden mit ein klein wenig Lüsternheit, das ist unser Fall. Auch das Historische ist nicht zu verachten — natürlich dürft ihr nicht von uns verlangen, daß wir unser bißchen Geist noch besonders anstrengen, uns in die Denkweise der Alten zu versetzen . . . nein, das Ganze darf eben nur so ein hübscher historischer Kostümball sein, wie wir unserem Hause jeden Winter einen geben, wo unter Schause und Reifrock Fräulein Ella Müller und Herr Walter Schulze einander wieder erkennen, so die Kostüme recht stolz von Gold und die Unterhaltung recht langweilig — wir habens ja dazu. Das versteht Meister Ebers vortrefflich. Am besten freilich, wenn ihr die Menschen möglichst ideal schildert, alle triefend von Edelmut und Großsinn, wie

es der unsterbliche Schiller gethan, daß jeder bewundernd sich selbst im Spiegel zu sehen meint und ausrufen darf: „Gerechter Gott, hab ich doch bis heut selbst nicht gewußt, wie edel wir Menschen sind, und natürlich im besondern ich!“ Vor allen Dingen immer einen feinen, gebildeten Ton — fort mit der rohen Wildheit und Unanständigkeit eines Lear, Othello, Karl Moor! Das sind nur Schwächen, die man der Rohheit jener ungebildeten Zeit mitleidig zu Gute halten muß, der barbarischen Renaissance, oder der ausschlagenden Jugend des großen Dichtergenius. Sodann glatte, leichte Verständlichkeit für jeden. Das Nachdenkenmüssen schwächt den Genuß! Weg mit Dante und Wolfram! Unterhalten, erfreuen, über müßige Stunden hinweghelfen, den Mittagsschlaf befördern, unsere Wohnstätte schmücken, unsere Zimmerwände ausfüllen, unsere Nerven angenehm stimmen soll die Kunst, die ja nicht bitterer, blutiger Ernst ist, wie diese Thoren Byron, Cervantes, Gottfried, Aristophanes glaubten, sondern nur idealer, heiterer Schein!

Man sieht, es ist Folgerichtigkeit in der Sache. Die Philosophie Büchners, die Aesthetik Schillers und Eduard von Hartmanns bringt nicht der helle Zufall in ein- und dasselbe Zeitalter zusammen. Es ist die Bourgeoisie und ihre Weltanschauung, die ihre Herrschaft auch auf diese Gebiete ausstreckt, es ist das bequeme, fettbelebte, materialistische, an der Oberfläche haftende Philistertum, das aller, die tiefsten Probleme aufwühlenden, die rohen Leidenschaften erforschenden Kunst und Philosophie behutsam aus dem Wege geht und sich in den Mantel der fadenscheinigen Aufklärung, des phrasenstrogenden Idealismus hüllt, und nichts der Kunst zugesteht, als eine matte, schale Stimmung, die mit der Minute der Entfernung von dem Kunstwerk verfliegt. Das ist die Lehre vom „schönen Schein!“

Wo immer auf der Erde die Bourgeoisie zur Herrschaft gelangt, hat sie die Kunst unterdrückt, am ausblühen verhindert, in hohlem Konventionalismus erstickt, zum Werkzeug spielender Unterhaltung herabgewürdigt, dem Leben und der Kunst entfremdet. Was war Karthago, der reichste Staat des Alterthums, für die Geschichte der Kunst? Als England aufhörte ein Adelsstaat zu sein und immer mehr zum Krämerlande wurde, nach der Elisabetepoche, endete die Zeit seiner großen Dichter. Was hat eine der reichsten Städte der Welt, durch Jahrhunderte eine blühende Kaufmannsstadt, Hamburg, an großen Kunstdenkmälern aufzuweisen? So gut wie nichts. Vergleichen die Kunst in der Hauptstadt der Christenheit, in Rom, oder im ritterlichen Florenz mit der in den Kaufmannsstädten Genua und Venedig. In Rom, am Arno eine hohe, ernste, die gewaltigsten Stoffe aufsuchende, auf äußere, niedere Reize verzichtende Kunst Arnolfo's Angelico's, Raphaels, Michelangelos, steil und gewaltig, erhaben und düster, nur dem zugänglich, der sich lange und ganz in dieselbe versenkt. In Genua nichts als ein paar hübsche Wohnpaläste, in Venedig die ernste, mächtige Gothik zur Zuckerbäckerspielerei der Ca d'oro herabgezogen, die üppigen Fresken-Allegorien und Gastmähler Veroneses, die Heiligenbilder Tizians, die mehr der Verherrlichung der darauf abgebildeten Stifter als der Heiligen dienen, und die sinnlichen nackten Weiber: eine Kunst der tiefen Farben und der leichten Gedanken.

Und wie die alte, so hält es die moderne Bourgeoisie. Was gilt dem Amerikaner die Kunst? Ihm gilt nur der Künstler etwas, der sich in Europa eines großen Namens erfreut, gleichgültig, ob dieser verdient ist oder nicht. Ja, die Kunst ist ihm willkommen, so weit sie ihm schöne Wohnhäuser baut, seine Speisesäle ausmalt und Figuren für seine Gärten

meißelt. Für die wahrhaft große Dichtung fehlt ihm vollständig der Sinn, er will im Theater nichts sehen, als Pantomimen, Spektakelstücke und Leistungen berühmter Virtuosen. Nach der Reklame schätzt er den Wert des Künstlers. Für so wertlos erachtet er die Kunst, daß er ihr nicht einmal den gesetzlichen Eigentumschutz zubilligt, sondern des fremden Dichters Eigentum frei ausplündert, des eigenen ausbeuten läßt. Dennoch wohnt wenigstens ein letzter Rest von wirklichem Idealismus noch in ihm, ein Schimmer eines gewissen noblesse oblige-Gefühles, wenn es sich auch oft nicht anders äußert, als darin, daß ihm für den Besitz oder Genuß des Werkes eines nach seiner Meinung großen Meisters d. h. eines Reklamehelden auch der unglaublichste Preis nicht zu hoch ist.

Dieser letzte Rest des mittelalterlichen noblesse oblige-Bewußtseins ist bis auf den Hauch untergegangen in der jüngsten und schlimmsten Bourgeoisie-Herrschaft, in der modernen Berliner Gesellschaft. Bis in dieses Jahrhundert hinein war Berlin eine Stadt von Beamten und Kaufleuten in den bescheidensten Verhältnissen, ohne Handel und Industrie, und Berliner und Hungerleider bedeutete in den Augen der übrigen Welt so ziemlich dasselbe. Mit einem Schlage, in zwanzig kurzen Jahren wurde das anders. Kolossale Reichtümer häuften sich an der Spree auf, wie man sie bis dahin kaum an der Themse und am Hudson gekannt, die Werte stiegen ins Unglaubliche, und der ungebildete Trödler, der vor Kurzem sich noch in der Provinz Posen mit dem Bündel über dem Rücken die Landstraße entlang geschoben hatte, speiste jetzt, dank einiger gelungener Spekulationen im eigenen Hause von goldenem Geschirr. Nicht durch kluge, zähe Umsicht in langen Jahrhunderten erwarb diese Gesellschaft sich ihre Schätze, wie die arbeitsamen Kaufleute Hamburgs und Venedigs, solid schaffend von Generation

zu Generation, nein, die Laune des Zufalls warf den Unthätigen die Schätze in den Schoß, das Glück einer Börsenstunde machte sie zu Millionären. Ein Prokentum, ein Geldstolz, eine Ueppigkeit, eine Sucht, einander im Luxus zu überbieten, trat auf, wie die Welt sie kaum noch gesehen: die absolute Allmacht des Geldes war ja unwiderleglich erwiesen. Die höchste innere Roheit und Brutalität vereinigte sich mit dem ausgeklügeltsten äußeren Raffinement. Die Stadt wuchs, alle Bedürfnisse stiegen. Der bescheidene Handwerker eröffnete seine Fabrik, der Verkehr zog sich nach Berlin, er gebot bald über Reichthümer und um mit den Andern gleichen Schritt zu halten und für so reich zu gelten, wie er war, mußte der ungebildete rohe Mann ein Haus machen, seinen „Schuhr“ halten, Aufwand treiben und sogar den Künsten seine Huldigung darbringen, wie der reiche Bankier im Nebenhause. Und der Eine verstand von wahrem Lebensgenuß und von der Kunst, von dem, was schön ist, gerade so viel, wie der Andere. Noch nie hatte die Kunst bis dahin ihren Lebensweg gekreuzt, sie hatten beide bis dahin kaum gewußt, was Gemälde, Romane, Theater seien, sie hatten nichts gekannt als Hasenfelle, Aktien und Stockkrücken — und jetzt mußten sie um des guten Tones, um ihres Ansehens willen, sich mit den unbekannten Dingen beschäftigen, deren Stoffe und Gebiete ihnen so fremd waren. Wie erhaben erschienen sie sich auf ihrem neuen Platze! Waren sie nicht die eigentlichen Herren der Welt? Lag ihnen nicht alles zu Füßen? Drängte sich nicht alles ungeduldig in ihre Salons? Gelehrte und Diplomaten, Zeitungsschreiber und Künstler? Sie hatten ja das Alleinglücklichmachende, die Krone der Welt, das Maß aller Dinge, das Geld! Alles umschmeichelte sie, alles wollte von ihnen leben. Ihr Glaube war der wahre, ihr Ton der beste, ihre Meinung die richtigste,

ihr Geschmack der gewählteste. Jedermann sagte es ihnen und am Ende mußten sie es selbst glauben. Nun wollten sie das Leben genießen, in vollen Zügen, es sich so angenehm und lustig machen als möglich, — was sie genießen und angenehm nannten, was sie allein darunter verstehen konnten, den groben materiellen Sinnesfigel, noch verschlimmert durch einige rasch aufgelesene, zufällig angeflogene Bildungsbrocken, gelegentlich erlauschte Halbwahrheiten, genug, um ihren groben, aber natürlichen Verstand in Verwirrung, Unsicherheit, vorgefaßte Einseitigkeit zu bringen. Und die Söhne und Töchter wuchsen auf in diesen ihnen von Jugend an eingepägten Bildern, in der Vorstellung der Allmacht des Geldes, der Voranstellung des materiellen Genusses, der überepikuräischen Lebensanschauung; und dies präokkupierte ihr Hirn, und alles Wissen, alle Bildung, die später hinzugefügt ward, konnte nur haften auf diesem vorgedüngten Boden und mischte sich mit demselben zu einem zähen, grauenhaften Höllenbrei von schiefer Anschauungsweise, Raffinement, Hochmut, zügelloser Genußsucht, einseitigem Denkgange, Gemütsrohheit, Philistertum, Bildungsdünkel bei thatsächlicher Halbbildung, Kastenstolz, falscher Vornehmheit, unzeitgemäßer Brüderie, Empfindlichkeit, versteckter Sinnlichkeit und Heuchelei.

Was mußte in den Händen eines solchen Geschlechts aus der Kunst werden, die durch Jahrhunderte höchste Ehrerbietung, unbeschränkte Freiheit, feinstes Verständnis, aufrichtigste Liebe um ihrer selbst willen gewöhnt war? Wie konnten die Menschen Wert darauf legen, in Häusern von künstlerischem Charakter zu wohnen, da es ihnen selbst an geschlossenem Charakter gebrach? So billig als möglich zu mieten — so hoch als möglich zu steigern, nur was diesen Zwecken dienen konnte, interessierte sie, wie das Haus sonst aussieht, ist ihnen gleichgültig. Gut, bauen wir also

Mietskasernen, öde und nackt. Aber wir selbst, wir wollen im eignen Hause wohnen, und man soll es dem Hause ansehn, daß es einem Millionär gehört, die Leute sollen wissen, wie viel Geld wir haben. Also romanische Fenster, gotische Erker, ein Renaissanceportal und eine Roccocowendeltreppe mit gemalten Glasfenstern. Es paßt zwar zusammen wie Gänse- kopf und Menschenleib und sieht aus wie ein ägyptisches Götterbild — aber was thut's? Es kostet viel Geld und man sieht es ihm an. Was wissen wir von der Kunstgeschichte? Wir haben's dazu, Alles an einem Plaze zu sammeln, was die Jahrhunderte in mühsamer Arbeit langsam aufgebaut.

Die Plastik? Nein, das ist garnichts für uns. Solch ein weißer, farbloser, behauener Steinblock kostet ein Sündengeld und man siehts ihm absolut nicht an. Und da soll man sich auch wieder so an strengen Stil gewöhnen — dazu muß man etwas lernen — ah, das ist zu langweilig! Das versteht man nicht so auf den ersten Blick, das muß man oft sehen — bah, das ist nichts. Und wohin mit solch einem schweren Steinkloß? Im Zimmer kann man ihn garnicht unterbringen, er paßt nirgendhin — und im Garten ist er höchstens als Schmuck für den Springbrunnen zu verwenden. Nein, so ein silberner Becher, schön eise- liert, ein goldenes Kästchen, ein geschnitzter Schrank, eine gemalte Truhe, eine echte Majolikavase . . . das ist doch noch etwas, das ziert und hebt das Zimmer, das kann man so schön unterbringen, dem sieht man an, was es kostet, das lassen wir gelten, das macht den Eindruck der vornehmen Behaglichkeit! Noch besser freilich, es sieht aus nach Brunk und ist ein Strunk, billige Lappen und wertlose Glitter malerisch drapiert, wie es Meister Makart gelehrt. Es lebe das Kunst- gewerbe! Und fort mit der überlebten Plastik, die sich höchstens noch für öffentliche Denkmäler eignet. Besten-

falls ein kleines Bronzestatuetten auf den Kamin-
sim, so recht zierlich und niedlich!

Da ist solch ein Gemälde doch ein ganz anderes
Ding! Das kann man an die Wand hängen, das
glänzt und funkelt, sieht ganz anders aus, als solch
eine einsame Statue, die sich vor sich selbst grault,
und nimmt nicht viel Platz weg! Natürlich nicht solche
Riesenschinken, wie sie die guten Alten ihre Wände
hatten verunzieren lassen, sondern in zierlichem, salon-
gemäßerem Format, damit auch die schöne, gepreßte
Ledertapete zu ihrem Recht komme. Und verschont
uns um Gottes willen mit aufregenden Stoffen, etwa
gar mit Morden, Kämpfen und dergleichen. So ein
paar Burgfräuleins oder Ritter in recht prächtigen,
farbenglänzenden Kostümen, recht zart und duftig!
Nichts Häßliches, nichts von dem Schmutz der Arbeit!
Und natürlich auch nichts Religiöses, keine Madonnen
und Kreuzträger! Mit dem Herrgott wollen wir auf
dem Größfuß bleiben, aber nicht weiter. Ein paar
heitere, lebenswürdige Szenen aus dem Leben, wißt
ihr . . . nicht etwa von der unanständigen Rohheit
der alten Niederländer . . . nein, so recht harmlos,
einen vergnügten trinkenden Mönch oder sonst so et-
was Unbedeutendes, flott und sauber gemalt, die
Bauern recht reingewaschen à la Rnaus, und lustig
und vergnügt, wie sie schon sind, spielende Kinder,
ein Jagdstücklein . . . so etwas, wißt ihr, was man
ansieht und sagt: „Sehr nett, wirklich sehr nett —
hm . . . was ich sagen wollte, also Kreditaktien sind
gestiegen?“ — Beileibe nichts Nacktes, denn wir haben
heranwachsende Töchter. Am liebsten sind uns natür-
lich unsere eigenen Bisagen, dann befinden wir uns
wenigstens immer in guter Gesellschaft. Und die
Hauptsache ist, daß der Name eines recht berühmten
Malers darauf steht, recht fett und deutlich zu sehen,
damit Jeder beurteilen kann, was das so ungefähr

kosten mag: ob dann das Bild gut oder schlecht ist, ist ja ganz gleichgültig.

Die Literatur . . . ja, das ist eine figliche Sache. Lesen . . . Bücher? Wir Männer haben überhaupt dazu keine Zeit, denn was wir von den Börsenstunden und der Dinerzeit erübrigen . . . ja, mein Gott, der Spieltisch verlangt doch auch seine Rechte. Ueber alles Wichtige unterrichtet uns die Zeitung genügend . . . und Geschichten, erfundene, gelogene Geschichten? Futter für Kinder! Wenn ich im Klub tausend Mark im Pharao verdient habe, so weiß ich, daß ich was Reelles gewonnen, und habe noch die Nacht kaum schwinden gemerkt . . . was habe ich denn Positives gewonnen, wenn ich mir den Kopf mit einem Epos gemartert habe? Unsere Frauen, ja, das ist etwas anderes . . . die haben den ganzen langen Tag nichts zu thun als auf der Chaiselongue zu liegen, die bedürfen der Lektüre, sonst vergehen sie vor Langeweile. Von ihnen laßet euch sagen, wie ihrs machen müßt, ihr Schriftsteller, wenn wir eure Bücher — leihen sollen: denn daß wir etwas für vier Mark kaufen, in dessen Besitz wir uns ebensogut für zehn Pfennige setzen können . . . das zu verlangen wäre eine Unverschämtheit. Gelesen ist gelesen, und mehr als lesen kann man das Buch nicht. Man kann es doch nicht essen oder trinken! Auf ein paar Fettflecke, ein Schmutzhäufchen kommt es doch nicht an, die Geschichte wird nicht amüsanter, wenn das Papier sauber ist. Nur wenn das Buch einen Wert hat als Zimmerdekurationsstück, in Prachtband mit Goldschnitt und Illustrationen, können wir uns herablassen es zu kaufen, doch eben nur als Dekurationsstück, nicht als Buch, denn ob der Text Unsinn enthält oder tiefsie Poesie, ist uns gleichgültig. — Also hören Sie, meine Herren! Ihre Aufgabe ist demnach vor Allem uns zu unterhalten. Nichts, worüber wir uns den Kopf zerbrechen müssen,

Alles recht verständlich, glatt, alltäglich! Spannend, aber nicht aufregend, denn das Letztere ist schädlich. Ein leiser Schauer darf die Nerven durchrieseln, wohlig angenehm, aber bis zu Thränen dürfen wir nicht kommen, die verderben den Teint, machen schlaflose Nächte und nachher ärgert man sich über seine eigene Dummheit! Also keine Ideen, keine Leidenschaften, nichts Tragisches! Wir lieben keine Tragödien. Von Zeit zu Zeit einen schlechten Witz. Eine glatte Humoreske, ein dummes Lustspiel, das ist uns das Liebste. Lachen wollen wir — was kann man Gesünderes thun? Und vor Allem so recht pikant, recht lüstern. Nichts aussprechen natürlich, alles nur andeuten, wißt ihr, daß man sich so recht angenehm an den Vorstellungen erregen, so recht die Augen zusammenkneifen und viel dabei „denken“ kann, daß ein prickelndes Brennen durch die Nervenstränge des Unterkörpers geht. Am besten, ihr laßt die Geschichte in Hongkong spielen oder in Italien, das kennen wir nicht oder nur oberflächlich, da könnt ihr uns erzählen, was ihr wollt, recht interessant. Aus Deutschland machen wir uns nichts, das kennen wir. Mit sozialen Fragen, Leiden der Menschheit und solchem dummen Zeug verschont uns gütigst. Das interessiert uns nicht. Wir wollen vor Allem den Hof gemacht haben. Ihr dürft von nichts Anderem sprechen als von Liebe, das ist das einzige, wobei wir jenen angenehmen, erwartungsvollen Schauer empfinden. Bei der sozialen Frage steigt es uns bitter im Munde auf — bah, das ist nichts! Uns Frauen müßt ihr natürlich als Engel zeichnen, ohne Ausnahme, nur dann haben wir euch gern. Wir werden doch nicht selbst Beleidigungen unseres Geschlechts lesen! Und die Hauptsache dürft ihr nicht vergessen, die Toiletten zu beschreiben! Sage mir was Du anziehst und ich will Dir sagen was Du

bist. Nichts interessiert uns so wie die Toiletten-
schilderungen, wir wissen dann jedesmal: unser Ge-
schmack bleibt doch der feinste. Die Männer müssen
vor Allem schön sein, sonst können wir uns nicht in
dieselben verlieben. Am angenehmsten sind uns natürlich
Lieutenants, die haben die stärksten Schenkel . . .
pardon, Schönheitsgefühle. Die Männer dürft ihr
ein bisschen schwach schildern, wißt ihr, wir sind stolz
darauf sie am Bande zu führen. Alles muß in
eleganten Salons spielen, wo man sich so recht be-
haglich fühlt, oder im fesischen Seebad, in Ostende.
Kurz, ihr müßt die Welt so schildern, wie wir sie
haben wollen, angenehm, liebenswürdig, voll sinnlich-
heimlicher Wallungen, sonst . . . in die Ecke mit euch.
Von Ehebruch und sonstiger Schlechtigkeit bringt so
viel vor als ihr wollt, das ist pikant . . . nur muß
die Geschichte dann in Frankreich spielen, denn eine
keusche deutsche Frau kennt so etwas natürlich nicht,
wir sind immer edel. Ehebruch . . . pfui, wie schön!
Und daß ihr euch nicht einfallen laßt, das Ding beim
Namen zu nennen! Solche Sachen gleichen dem
Wohlthun: man übt es, aber man nennt es nicht.
Immer hübsch andeuten, daß man einander auf den
Fuß tritt und zukichert, und wenn der andere mit
dem Finger droht, ausrufen kann: „Wie . . . was?
. . . Sie meinen? . . . Aber! . . . Oh! . . . Un-
anständiger Mensch!“ Und vor allen Dingen unsere
Töchter dürfen das nicht in die Hand bekommen, in
den Büchern für sie darf nur die Rede sein von Treue
und Entsagung. Sie dürfen von solchen Schlechtig-
keiten nichts ahnen, sonst möchten sie am Ende er-
raten, daß ihre Väter und Mütter auch . . . bedenkt,
welches Unglück! — Schreibt ihr Theaterstücke, dann
um Himmels willen keine Trauerspiele, das ist ver-
lorene Mühe, die besuchen wir doch nicht. Lustspiele
mit recht vielen lustigen Schwerenötern, die unab-

lässig Kalauer reißen: solche Männer lieben wir Frauen am meisten. Und nicht zu lang . . . nicht über drei Stunden, nicht wahr? Wir halten es nicht aus, länger still zu sitzen . . . man schwitzt, man bekommt Hunger, man will wieder ein vernünftiges Wort plaudern! Wie ihr ein so wandlungs- und gestaltungsreiches Menschenschicksal in drei Stunden einfängt, das ist eben eure Sache!

Hört ihr's beben, zittern, die Lüfte durchfluten in üppigen Tonwogen, die über euch zusammenschlagen? . . . Geht nicht ein Zittern und Zucken durch eure Kniee, laufen euch nicht selige Schauer das Rückenmark entlang? Horch! Musik! Das ist's! In seligem Traume schlummern die Denzentren des Gehirns und nur die Nerven arbeiten, als sollten sie reißen. Heiß und kalt überschauert es uns, die Sinne fiebern, der Verstand schläft, und im Bade selbstvergessener Wollust strecken wir uns, trunken, mit geschlossenen Augen, halbgeöffneten Lippen und zurückgelehntem Kopfe! Tausend Bilder durchschießen die Fantasie, alles, alles kann man sich vorstellen beim unablässigen Heranfluten und Fortebben dieser endlosen Tonwellen, Aufregung, Beruhigung, Friede, Blut in rasendem Wechsel übergießen uns, schütteln uns . . . und keine Anstrengung, kein Denken; alle Wonnen des Haschisch und ohne Kopfweh beim Erwachen, keine Mühe, keine Schmerzen, nicht die Nachwirkungen der Erregungen des wirklichen Lebens, ohne die Gefahren, die möglichen Folgen solcher Genüsse, deren sinnliche Bilder diese Klänge in uns erzeugen . . . Heil Dir, göttlicher Chopin, unsterblicher Wagner! Ueber allen Mufen Euterpe!

Was ist dagegen selbst die Bühne mit allen ihren Reizen! Nur bei dem seligen Zittern des Klanges unseres geliebten Tenors überläuft es uns manchmal so ähnlich. Aber das Schauspiel! Hübsche Liebhaber

für die Damen, schöne Weiber für die Männer, tief ausgeschnitten und hoch geschürzt! Schöne Dekorationen, prächtige Kostüme, kostbare Möbel, alles so prunkvoll, so echt, so teuer als möglich. Nur wenn es viel Geld kostet imponiert es uns, nur wenn die Schauspielerinnen recht teure Kleider tragen, können sie uns gefallen. Alles recht schön malerisch gruppiert, wie im Panorama, dazu ein bißchen Stimmungsmacherei für die Nerven, Glockenläuten, Thürentnarren, leise Musik . . . und die Meininger sind fertig. Die Stücke? Die Schauspieler? Ih, laßt sie doch spielen, wie sie wollen, wer achtet denn darauf! Am besten wärs, sie redeten überhaupt nicht, sondern zeigten nur ihre schönen Kostüme, ihre strammen Waden und vollen Arme, und die Dekorationen wandelten einfach stumm an uns vorüber. Charakteristik? Feine Nuancierung der Rollen? Eindringen in den Geist des Dichters? Lächerlich — fort mit diesem überflüssigen Zopf! Es lebe die Ausstattungs- und das Ausstattungsstück!

Ja, so ist's. Das hat die Bourgeoisie aus den Künsten gemacht. Und sie verunziert nicht nur die Kunst, sie steckt auch die Künstler an. Wie sollte es anders sein? Der Mensch will leben, und der Künstler anerkannt sein und erfolgreich wirken. Wie voll der Ideale auch das Herz sei, der Magen hört darum nicht auf zu knurren. Und der biedere Kommerzienrat zuckt höhnisch die Achseln vor Deiner göttlichen Madonna, Deinem unsterblichen Epos, und kauft die „Glückliche Ragenfamilie“ und das fade Salongeschwätz in Goldschnitt, das er versteht. Und vergißt Du es trotzdem hungernd und frierend Deinen hohen Idealen zu folgen, den gewaltigen Vorbildern der alten, großen Zeit, die Du für die allein wahren hältst, dann wird man Dich nicht etwa bekämpfen, mit ernstesten sachlichen Gründen, man wird Dich nicht einsperren oder ver-

brennen . . . nein, sieh einmal, das wäre ja thöricht, das könnte ja die Neugier, die Aufmerksamkeit auf Dich lenken . . . wir wissen ein viel perfideres Mittel, das uns jegliche Mühe, jede Anstrengung erspart . . . wir zucken die Achseln über den frechen Eigensinnling, der sich erdreistet anderer Meinung zu sein, als wir, die Reichen, die Unfehlbaren, wir nennen ihn einen armen Narren, einen unfähigen Schwächer, und wir geben uns das Wort seinen Namen nie öffentlich zu nennen, er ist für uns tot, nichts, daß die Welt nicht einmal seinen Namen, seine Existenz erfahre, bis er Buße gethan, und so klein, so erbärmlich geworden ist, wie wir selbst. Dann öffnen wir dem Neuen unsere Arme und er soll bei uns ein- und ausgehen wie Einer von unseresgleichen und sich mästen und dick werden und berühmt, denn jeder wird das Lob des großen Künstlers ausschreien nach allen Richtungen. Denn wer nach unserem Willen thut, und unser Bajazzo, unser Unterhalter ist, und uns der Welt schön und edel und ideal malt, dem soll es wohlgehen in der Gesellschaft. Tritt aber ein Künstler neu in unseren Kreis ein, so soll vor allem nur eine Frage an ihn gerichtet werden: Wie viel verdienst Du jährlich? . . . Ist es viel — heil Dir, Du großer Künstler! Bringen Dir Deine Ideale nicht zu leben — so bist Du ein Stümper. Nur wenn Deine Einnahme der unsern gleichkommt, können wir Dich achten als unseresgleichen, und sie kann ihr nur gleichkommen, wenn wir Deine Kunst unterstützen, da wir die einzigen sind, welche Bilder oder Bücher zu kaufen imstande sind, und wir kaufen sie nur, wenn sie geschaffen sind in unserem kleinen, verdorbenen Krämergeiste. Das ist der fürchterliche Zirkel, in dem der moderne Künstler steht, und hungernd und ehrgeizig, was kann er zuletzt thun, als seine heiligen tiefen Ideale in die Ecke schmeißen, seine gewaltigen Leidenschaften und

Ideen auf den Boden stellen und „Wandernde Dorf-
musikanten“ malen oder verlogene Liebesgeschichten
schmieren! Die Schauspielerin sieht, daß niemand auf
ihre Kunst achtet, auf die Töne ihrer Brust, auf die
Wahrheit ihres Ausdrucks der Leidenschaft . . . daß
man nur ihre Toiletten beklatscht, die taubeneigroßen
Perlen in ihren Ohren, daß man nur den Linien
ihres Gesichtes huldigt, der Rundung ihres Busens,
der Fülle ihrer Arme, daß man die Achseln zuckt über
die Gewalt ihres Temperaments, sobald sie wagt im
schlichten Satinkleid auf der Bühne zu erscheinen
ohne Perlen und Diamanten und sie aus der Stellung
entläßt, daß die Herren sich drängen ihr die gold-
strotzenden Börsen zu Füßen zu legen, die allein ihr
jene glänzenden Toiletten und Juwelen verschaffen
können . . . was bleibt ihr übrig? sie wird zur Dirne,
die für jeden feil ist, der gut zahlt, sie benutzt das
Relief ihres Berufs, um den Preis ihres Besitzes
über den in der Halbwelt landesüblichen zu erhöhen,
und läßt Kunst Kunst sein. Und thatsächlich besteht
die Hälfte der heutigen Schauspielerinnen aus Dirnen,
denen ihr Beruf nur der Deckmantel ist. Warum
nicht? Es genügt, daß die Künstlerin in Sammet
und Seide auf die Bühne tritt und ihren Part herunter-
haspelt wie ein Papagei. Das Publikum ist damit
zufrieden, die Anbeter, welche die Stimmung machen
vermittelt verteilte Klatscher und riesiger Kränze,
der Direktor, der Dank den freigebigen Anbetern an
der Gage spart, und die Kritik.

Sa, die Kritik der Bourgeoisie-Presse! Das ist
ein Punkt! Von der notorischen und jederzeit vor
Gericht zu beweisenden Käuflichkeit — im Palmer-
stonschen Sinne — eines großen Theiles der berliner
Kritiker will ich noch garnicht sprechen. Eine Kritik!
Haben wir denn noch eine Kritik? Wer schreibt noch
ernste, auf die Sache selbst eingehende Artikel, in denen

Lob und Tadel gerecht abgewogen und in jeder Einzelerrscheinung das höhere ästhetische Gesetz gesucht wird? Niemand schreibt dergleichen mehr, denn niemand aus der Bourgeoisie will dergleichen Kopfanstrengendes lesen. Der Kritiker soll unterhalten, nachdem der Schriftsteller, der Mime seine Schuldigkeit gethan: die Kritik ist nichts als der Nachguß nach der Brähe der Theatervorstellung. Eine kurze Inhaltsangabe, eine Referatmeldung über den Erfolg, und ein paar faule, billige Bühnenwize über Stück und Darsteller — und der Lindau ist fertig. Und der, über dessen Wize man am meisten lacht, gilt als der neue Lessing.

Ja, nicht nur Kunst und öffentliche Meinung hat die Bourgeoisie korrumpiert und angefault — selbst das geheiligte Erz des Gesetzes, soweit es die äußeren Verhältnisse der Kunst berührt, hat ihr Gift durchgefressen. Denn ihr Geist, ihre Anschauung ist's, wenn das Gesetz jedes Eigentum schützt, nur das des Geistes nicht, wenn es die künstlerische Idee für vogelfrei erklärt, sie jedermann zur Ausschlachtung und Umgestaltung überläßt und nach drei Dezennien sogar das Werk des Schweißes des Künstlers selbst der Ausbeutung jedes Spekulanten frei giebt. Denn da nur das Grobmaterielle für sie einen Wert hat, so ist hier die künstlerische Idee, die sie nicht versteht, ein Nichts, ein wertloses, für jedermann freies Ding, so frei wie die Luft. So weiß die Bourgeoisie überall ihren Willen, ihre Anschauung durchzusetzen. Denn Staat, Adel, Kirche — was sind sie heute? Verarmt, von der obersten Stufe der Gesellschaft vertrieben, Fangleballe in den Händen der allgewaltigen Bourgeoisie, die klug genug war, ihre Macht auf die festeste aller Basen zu bauen, auf die menschliche Habgier und Selbstsucht. — — —

Künstler! Genossen! Ihr Alle — oder sage ich Ihr Wenigen? — denen noch ein Funke von jenem

heiligen Feuer der großen Leidenschaft der Antike und der Renaissance im Busen brennt, jener allgewaltigen Leidenschaft, welche allein ganze Menschen und ganze Künstler macht — ihr, die ihr noch eine wahre und große Liebe hegt für die wahre und große Kunst: welch Ende soll das nehmen? Ihr habt gesehen, der heutige Niedergang der Künste ist kein bloßer arger Zufall, er ist eine soziale Notwendigkeit, es liegt im Wesen der Bourgeoisie, daß sie Alles korrumpiert, materialisiert und vergiftet, was in ihr Bereich gerät, und so auch die Kunst, daß sie dieselbe systematisch untergraben, herabziehen, vernichten muß. Kein Wesen kann gegen das Naturgesetz, dessen organischer Ausdruck es ist, und so wenig der Fisch je singen, der Löwe je fliegen wird, so wenig wird die Bourgeoisie je wahre und echte Kunstbegeisterung fühlen, je für die wahre und echte Kunst eintreten können; sie kann sie nur immer tiefer und tiefer verderben und völlig in Kleinlichkeit, Neuzerlichkeit, Flachheit, Salonspielerei, Verlogenheit und Materialismus auflösen.



